Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Vermächtniß des letzten Papst-Königs.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

nach Reims geschickt. Man hatte sich nämlich darin gefallen, diejenigen Cardinäle zu trennen, die auf vertraulichem Fuße miteinander gelebt hatten und paarte solche zusammen, die sich weniger kannten.

Consalvi schließt seine Erzählung damit, uns zu versichern, er habe von den ihm als Reisegeld angewiesenen fünfzig Louis ebenso wenig Gebrauch gemacht, wie von den zweihundert Franken, die man ihnen als monatliche Pension ausgesetzt hatte.

Das Vermächtniß des letzten Papst-Königs.

Wenn ein Papst des neunzehnten Jahrhunderts — die Annalen des Papstthums erzählen diese Geschichte von Leo dem Zwölften — einen Mönch heilig spricht, dessen Hauptverdienst in dem Wunder bestand, daß er Vögel, die schon halb gebraten waren, vom Bratspieß abstreifte und lebendig wieder fortfliegen ließ, so ist dies eine häusliche Angelegenheit, die in ihrer Harmlosigkeit niemandem zu nahe tritt, Viele erheitert. Wenn aber ein Papst in die Mitte der modernen Gesellschaft hinein ein Manifest schleudert, daß der Autonomie der Wissenschaft wie den Grundlagen des Staats den Krieg erklärt und seine sämmtlichen Organe, die ihm zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sind, anweist, diesen Krieg mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu führen, so ist dies unläugbar ein Ereigniß, eine kühne Herausforderung, die verhängnißvoll sein muß für den einen oder den andern Theil, denn sie constatirt die Macht oder die Unmacht des Herausfordernden. In seiner Encyklika vom 8. December hat Pius der Neunte das Gebäude des Katholicismus und die moderne Weltanschauung als unversöhnliche Gegensätze hingestellt, er selbst ist es, der diesen Gegensatz principiell formulirt hat, er selbst berechtigt dazu, in dem Erfolg seiner Bulle die Antwort auf die Frage zu lesen, wem Gegenwart und Zukunft gehören: der päpstlichen Hierarchie oder dem modernen Staate.

Bestünde die neueste That des Vatikan nur in der Ankündigung des Jubiläums, so wäre auch dies eine häusliche Angelegenheit, sie ginge nur diejenigen an, welche Lust tragen, von der Ablaßgelegenheit Gebrauch zu machen, und die übrige Welt könnte sich damit begnügen, es seltsam zu finden, daß der

Papst in einer Zeit, die er in den schwärzesten Farben malt, Anlaß zu einem Jubelfeste findet. Bestünde sie nur in der Ansprache an die Bischöfe und Prälaten der Christenheit, so wäre es eine der gewöhnlichen Jeremiaden, welche schon zu häufig wiederholt worden und in ihrem schwülstigen, vergangenen Jahrhunderten entlehnten Stile der Gegenwart zu fremd sind, als daß diese sich viel um sie bekümmern könnte. Allein diesmal ist es eine außerordentliche Kundgebung. Es ist nicht zufällig, daß der Papst aus den Allocutionen seiner ganzen Amtsthätigkeit Excerpte hat zusammenstellen lassen zu einem Syllabus oder Verzeichniß aller Hauptirrthümer der Zeit, deren es genau achtzig an der Zahl sind. Unserer Zeit sollte von derjenigen Macht, welche die Judenknaben Mortara und Coën der sündigen Welt entzogen hat, ein Spiegel entgegengehalten werden, darin sie sich mit allen ihren Lastern, mit ihren grundverderbten Tendenzen und fluchwürdigen Grundsätzen spiegeln soll, in systematischer Zusammenstellung wird ihr die Summe ihrer Nichtswürdigkeit vorgerechnet, und um diesem Katalog die höchste Autorität zu geben, läßt Pius der Neunte die Actenstücke seiner ganzen Regierungszeit wider die Welt zeugen. So ist es zugleich ein Rechenschaftsbericht des Papstthums Pius des Neunten, die Summe seiner Weisheit und Thätigkeit, es ist das Vermächtniß des letzten Papst-Königs.

Freilich, was die systematische Zusammenfassung betrifft, so bedarf dies der Einschränkung. Es würde dem Vatican übel anstehen, der gewöhnlichen Logik dieser Welt sich zu bedienen, und der belesene Jesuit Perrone, welcher die Excerpte zusammentrug, hat sich nicht blos von dem Gifte der modernen Wissenschaft intact erhalten, sondern er trägt auch dadurch seinen gründlichen Abscheu und die Verachtung unserer 80 Irrthümer zur Schau, daß er sie — zur Verschärfung der Strafe — in die Kategorien seiner Jesuitenlogik gebracht hat. Es macht einen erheiternden Eindruck, im ersten Paragraphen den Pantheismus, den Naturalismus und den absoluten Rationalismus, im zweiten den gemäßigten Rationalismus, im dritten den Indifferentismus und Latitudinarismus abgehandelt, und im vierten vollends in bunter Reihe den Socialismus, den Communismus, die heimlichen Gesellschaften, die Bibelgesellschaften und die liberalen Klerikervereine zusammengewürfelt zu finden. Proudhon wird sich noch im Grabe wundern, mit dem Domprediger Hofmann, mit Guizot und Passaglia sich in einer Verdammniß zu wissen. Auch erscheint es doch ziemlich bequem, dem Gegner Sätze in die Schuhe zu schieben, wie den, daß Gott und die Welt, Geist und Materie, Nothwendigkeit und Freiheit, Wahres und Falsches, Gutes und Böses, Gerechtes und Ungerechtes identisch seien, und dann solchen Irrthum zu verdammen. Allein was auch wir Pedanten diesseits der Berge auszusetzen haben, der Inhalt läßt wenigstens an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Es sind die alten Forderungen des Papstthums, wie sie weder durch Copernikus und Galilei, noch durch die Reformation und das

Jahr 1789 erschüttert worden sind. Die freie Forschung ist verdammt, die Wissenschaft unter die Autorität der Kirche gesprochen. Der Katholicismus für die einzige legitime Kirche erklärt, für ihn allein der Schutz des Staates, für ihn die Disposition über die weltlichen Machtmittel in Anspruch genommen. Verdammt ist der Grundsatz, daß der Staat auf eigenen Füßen stehen und die bürgerliche Gesellschaft sich von der Kirche emancipiren solle; verdammt ist die Lehre, daß das Papstthum auf weltlichen Besitz verzichten und sich mit den modernen Ideen verständigen solle. Dies ist deutlich geredet. Niemand hat das Recht, über mißverständliche Dunkelheit zu klagen.

Wenn nun das Papstthum sich darauf beschränkte, an seinen historischen Rechten festzuhalten, oder die Grundsätze zu proclamiren, von welchen es jetzt und in Zukunft sich leiten zu lassen gedenkt, so wäre auch hiergegen nichts einzuwenden. Allein es sind zum Theil anerkannte, zu Recht bestehende Verhältnisse, es sind Verträge, zu welchen sich das Papstthum selbst im Laufe der schlimmen Zeit hat bequemen müssen, für nichtig erklärt, freilich unter der schützenden indirecten Form einer Verdammung der Grundsätze, auf welchen sie beruhen. Daß der Vatican dem Protestantismus die Legitimität abspricht, dies versteht sich ohnedies von selbst, und wir verdienen es auch nicht besser. Aber dazu gehörte doch angesichts so zahlreicher Concordate einige Kühnheit, gegen das Recht der Staatsgewalt zur Ertheilung des Exequatur zu protestiren, und Sätze wie den, daß die bürgerliche Gewalt den freien wechselseitigen Verkehr der Bischöfe und Gläubigen mit dem Papste hindern dürfe, als Irrthümer zu verdammen. Der reichhaltige Paragraph, welcher die Irrthümer im Bezug auf die Kirche und ihre Rechte enthält, stellt das bestehende Verhältniß des modernen Staats zur Kirche geradezu auf den Kopf. Es sind recht eigentlich destructive Tendenzen, welche der Vatican proclamirt hat. Den Vorwurf der Untergrabung der menschlichen Gesellschaft wird derjenige gegen niemand mehr schleudern können, der selbst die Grundlagen der Gesellschaft angreift, wie sie thatsächlich bestehen und in Geltung sind. Und die Sache wird nur um so schlimmer, wenn es eine officielle Autorität ist, ausgestattet mit einem wohldisciplinirten Apparat einflußreicher Werkzeuge, welche ein solches Manifest ergehen läßt. Der einzelne Ideologe, der mit keinen andern Waffen als mit denen des Wortes das Bestehende angreift, wird als Friedensstörer von den Gewalten unschädlich gemacht. Welcher Sturm, so sollte man denken, müßte eine Kriegserklärung, von solcher Stelle ausgesprochen, überall hervorrufen! Welcher Aufruhr in protestantischen und katholischen Ländern, welche Bestürzung in der Familie, in den Kreisen der Wissenschaft, in den Spitzen des Staats! Wie wird sich alles rüsten, mit Aufgebot aller Kräfte den Angriff des gefährlichen Gegners abzuschlagen! — Nichts von alledem. Mit Staunen vernahm die Welt die Stimme eines vergangenen Zeitalters und ging ruhig wieder ihren

Geschäften nach. Seit vier Wochen macht die päpstliche Bulle die Runde durch die Presse aller Völker, und noch ruht die Gesellschaft unerschüttert auf ihren Grundlagen. Bewegung nur im eigenen Lager des Katholicismus, Betrübniß oder affectirter Trotz bei den Freunden des Papstes, sonst die gelassenste Stimmung von der Welt, hier Kopfschütteln, dort Heiterkeit, nirgends Bestürzung; in Neapel ein Freudenfeuer der Studenten, welches die Asche des verbrannten Actenstückes zu der Statue Giordano Brunos emporträgt — dies der Eindruck einer päpstlichen Bulle in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

Doch es hat dem Papstthum nicht an Bundesgenossen gefehlt, und sie kamen zum Theil von unerwarteter Seite. Von der Mitte des norddeutschen protestantischen Staats erhob sich die Stimme eines Predigers in der Wüste und vereinigte sich mit dem Weherufe über den Alpen. Die Kreuzzeitung bewunderte „die geschickte Abfassung", wie „den Muth des Auftretens", der in dieser Kundgebung liege, und sprach die Hoffnung aus, daß „der Mahnruf des Papstes auch in anderen (!) Herzen wiederklinge". Sie bedauerte nur, daß der heilige Vater „die evangelische Kirche und was zu ihr gehört, mit den sonstigen (!) Irrthümern der Zeit in Einem Verdammungsurtheile zusammenfasse". Die Sympathie der Kreuzzeitung ist begreiflich. Wir erinnern uns eines noch nicht ein Jahr alten Hirtenbriefs eines pommerschen Generalsuperintendenten, der eine nicht zu verkennende Familienähnlichkeit mit der päpstlichen Bulle hat. Waren gleich die Irrthümer unsrer Zeit nich so schön classificirt, so wurde doch auch hier Wehe gerufen über „die entsetzlichen Verderbnisse unsrer entfesselten Zeit", über „den kecken und alle Rücksichten verläugnenden Gegensatz gegen Aufsicht und Zucht der Kirche, namentlich in den Stadtgemeinden" („Landeskloaken", wie neuerdings die reinliche Kreuzzeitung sich ausdrückt), und Angesichts dieser Entsetzen erregenden Erscheinungen wollte der Oberhirt den Geistlichen seiner Diöcese „zum lebendigen Bewußtsein bringen", wie sie dagegen anzukämpfen und „den wohlgemeinten Intentionen unsres Kirchenregiments zu entsprechen haben". Gegen solche Copien unsrer evangelischen Oberhirten hat freilich eine päpstliche Bulle immer noch eine gewisse Großartigkeit, einen Reiz alterthümlicher Originalität, welcher der Kreuzzeitung und ihren Helden besonders imponiren und ihnen neidische Bewunderung entlocken muß. Auch die Ruine zeugt noch von der Größe der einstigen Anlage, unwillkürlich erwachen die Reminiscenzen an die große Vergangenheit, die Worte haben noch denselben Klang wie damals, als sie nicht blos klangen, sondern trafen und erschütterten. Allein für eine Kundgebnng, welche in der Gegenwart wirken soll, vermag ein von der Vergangenheit erborgter Schimmer doch kaum einen succès d'estime zu verbürgen. Sie ist ja recht dazu gemacht, den Gegensatz von Einst und Jetzt, — um mit dem Generalsuperintendenten Dr. Jaspis zu reden, „zum lebendigen Bewußtsein zu bringen". Eben weil man diesen Gegensatz sofort empfand, konnte man

mit dem Gefühl behaglicher Sicherheit die aufregende Encyklika sammt Syllabus von Anfang bis zu Ende lesen. An einer Perlenschnur von achtzig wohlgezählten Sätzen vergewisserte man sich des Fortschritts der Jahrhunderte und gab sich dem erfreuenden Gefühle hin, wie weit die Zeiten der Gregore und der Innocenze hinter uns liegen.

Aber selbst dieser Eindruck hätte in unsrer abgestumpften Zeit, in welcher auch das Ueberraschende und Seltene rasch sich vorüberdrängt, die Bulle nicht vor dem gewöhnlichen Schicksal ihrer Schwestern bewahrt, in acht Tagen wieder vergessen zu sein, wenn sie nicht außer der Kreuzzeitung noch einen andern wirksameren, obwohl gleichfalls unerwarteten Bundesgenossen gefunden hätte: die Verlegenheit und das Ungeschick der französischen Regierung.

Frankreich war die eigentliche Adresse der Encyklika, denn sie war die Antwort des päpstlichen Stuhls auf die Convention vom 15. Sept. Ist es wahr, daß das Actenstück seit zwei Jahren auf Lager war und der Papst bisher nur keine schickliche Gelegenheit zur Veröffentlichung fand, vielleicht auch von besonneneren Rathgebern bisher zur Zurückhaltung bewogen worden war, so ist der Umstand, daß gerade jetzt der Veröffentlichung alle Rücksichten weichen mußten, entscheidend für den eigentlichen Sinn der Kundgebung. Die Anklage des französischen Ministers, daß die Regierungsweise des Kirchenstaates zu wünschen übrig lasse und zuweilen im Widerspruch mit den Grundsätzen der französischen Regierung stehe, erwiedert der Papst mit einer Anklageacte gegen den gesammten modernen Staat, den Vertrag über die Räumung Roms mit einer feierlichen Verdammung des Grundsatzes, daß weltliche und geistliche Gewalt zu trennen seien, die Hoffnungen der liberalen Katholiken mit einer kategorischen Weigerung, jemals „mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und der modernen Civilisation sich zu versöhnen und zu vertragen."

Die Convention selbst hatte den französischen Klerus nur mäßig aufgeregt. So lange die französischen Truppen vor der Engelsburg Wache halten, stünde es auch dem Klerus übel an, diejenige Regierung anzugreifen, welche die einzige Stütze für das weltliche Papstthum ist. Auch für die Zukunft war ja noch nicht alle Hoffnung verloren, und an wen konnte sich diese knüpfen als an den guten Willen des französischen Kaisers? In der That hatte Drouyn de Lhuys die Convention im Licht einer unschädlichen, für das Papstthum sogar vortheilhaften Maßregel darzustellen gewußt, der Klerus war beruhigt, er schien es wenigstens. Mit dieser Harmlosigkeit der Convention wollte es freilich nicht ganz stimmen, daß gleichzeitig mit ihr die gallikanischen Tendenzen da und dort wieder auftauchten und von der Regierung offenbar begünstigt wurden. Aber sie schienen doch wenig mehr zu bedeuten, als ein unschuldiges Geplänkel; denn an eine Rückkehr zu der Kirche Ludwigs des Vierzehnten konnte doch im Ernste niemand denken. Es verrieth sich darin wohl eine gewisse Unruhe, ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unsicheres Tasten nach einem Programm für die Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat, wie es durch den Gedanken an etwaige Eventualitäten in Rom natürlich hervorgerufen wurde; aber an einen ernsten Conflict dachte offenbar weder Regierung noch Klerus. Beiden schien die zweijährige Frist, durch welche die römische Frage glücklich vertagt war, ein erwünschtes Auskunftsmittel um jeder principiellen Entscheidung aus dem Weg zu gehen.

Eben dieser Waffenstillstand war nun durch das Erscheinen der päpstlichen Bulle plötzlich bedroht. Hatten die Organe des Herrn Drouyn de Lhuys betheuert, daß dem weltlichen Papstthum kein Leids geschehen solle, so nahm der Papst sie beim Wort, indem er von Neuem für seine weltliche Herschaft seine geistliche Autorität einsetzte. Hatte die Regierung mit den gallikanischen Tendenzen gespielt, so trat jetzt von der andern Seite das Verlangen an sie, mit der Lossagung von Rom Ernst zu machen. Die Bulle schien an den Klerus die Aufforderung zu richten, sich definitiv für oder wider Rom zu erklären, ein erbitterter Kampf stand in Aussicht.

Es ist erklärlich, daß die französische Regierung bestrebt war, diesen Kampf im Keime zu ersticken. Nichts konnte ihr unerwünschter sein als eine Verwicklung plötzlich zur brennenden Frage werden zu sehen, die sie glücklich vertagt glaubte. Sie machte von ihrem Rechte Gebrauch, nur für einen Theil der Encyklika die Erlaubniß zur amtlichen Veröffentlichung zu ertheilen. Aber der Erfolg bewies, daß sie damit das ungeschickteste Mittel ergriffen hatte. Das Verbot des Justizministers schürte den Brand, anstatt ihn zu ersticken. Es gab der Bulle eine Wichtigkeit, die sie außerdem nicht gehabt hätte. Die ungehinderte Oeffentlichkeit wäre ohne Zweifel das beste Mittel gewesen, die Unnachtt des Vatican sich selbst constatiren zu lassen. Die Einmischung der Staatsgewalt reizte die ultramontane Partei, sich im Glanze eines wohlfeilen Martyriums zu sonnen.

Was mit Erlaubniß des Staats nicht geschehen durfte, geschah, wenigstens von Einzelnen, dem Verbot zum Trotz. Eine Reihe von Bischöfen veröffentlichten protestirende Antwortschreiben an den Minister. Ein Prälat nach dem andern erhob seine Stimme, der Conflict schien immer größere Dimensionen anzunehmen. Die Regierung war von dieser Haltung des Klerus sichtlich betroffen. Aber sie hatte nicht nur im jetzigen Moment Oel ins Feuer gegossen, sie büßte zugleich für alte Sünden. Als nach dem Staatsstreich Louis Napoleon die willige Unterstützung des Klerus gefunden hatte, war seine Regierung nicht unerkenntlich geblieben. Bis zum Jahre 1859 hatte sich das Cultusministerium in einer ultramontanen Strömung bewegt. Die Bischofsernennungen waren alle in diesem Sinne erfolgt. Jetzt zeigten sich die Früchte einer Nachgiebigkeit, von welcher man erst in den letzten Jahren angefangen hatte zurückzukommen. Indem man die Stimmen des Episkopats abzählte, ergab die Rechnung, daß weitaus der größte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Theil sich zu den ultramontanen Grundsätzen bekenne. Die Regierung sah sich unter diesen Umständen in der That machtlos, wenn sie nicht geradezu den offenen Bruch provociren wollte; sie konnte wohl einzelne Bischöfe, die sich zu weit vorgewagt, wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt vor den Staatsrath belangen, aber es war dies eine bloße Formalität, durch welche das Ansehen der Regierung nichts gewann, das der Bischöfe nichts verlor. Schritt sie zu wirklichen Strafen fort, die ihr das Gesetz allerdings an die Hand gab, so verwickelte sie sich immer mehr in eine Sache, aus der es für sie schwieriger herauszukommen war, als für die Bischöfe, die stets im Vortheil einer klaren Position blieben und noch unterliegend das Prestige unterdrückter Dulder für sich hatten.

Der Episkopat selbst rettete die Regierung aus dieser Verlegenheit. Er bewies ebenso wenig Lust, den Conflict auf die Spitze zu treiben. Es zeigte sich, daß doch nur eine Minderzahl mit öffentlichen Protesten hervortrat, und daß auch diese nur eine Demonstration, nicht einen entschiedenen Bruch beabsichtigten. Gingen auch Einzelne bis zu offner Renitenz fort, so begnügten sie sich doch damit, ihr geistliches Gewissen salvirt zu haben. Das Bezeichnendste war, daß wohl einige Bischöfe die ganze Encyklika verlasen, daß aber keiner der niederen Geistlichkeit aufgab, ein Gleiches zu thun. Diese blieb somit gänzlich aus dem Spiel, der Conflict beschränkte sich auf die Spitzen der Hierarchie. Möglich daß der Episkopat des niederen Klerus nicht sicher war, aber gewiß ist, daß seine diplomatische Handlungsweise zugleich von dem Wunsche dictirt wurde, es jetzt nicht aufs Aeußerste zu treiben. Wirklich konnte es auch nicht im Interesse des Klerus liegen, einen Kampf voreilig herauszufordern, der doch einmal unausbleiblich ist, uud in welchen er schwerlich mit Siegeszuversicht eintreten wird. So haben sich denn die aufgeregten Wogen bald wieder beruhigt. Die Episode darf als beendigt angesehen werden, sie verlief in einen Federstreit ohne Resultat; der Vatikan hat wenigstens die Genugthuung, mit seiner Bulle ein paar Wochen lang die Federn der Bischöfe und der gesammten französischen Presse in Bewegung gesetzt zu haben.

Daß jede principielle Lösung im jetzigen Augenblick verfrüht und künstlich gewesen wäre, zeigten übrigens auch die Aeußerungen der öffentlichen Meinung in Frankreich. Auch diese war sichtlich unvorbereitet für die Entscheidung eines großen Problems, und die Schlagwörter, welche als Mittel zur Lösung auftauchten, bewiesen nur, wie unklar noch immer die letzten Ziele sind. Das Interesse war aufs Lebhafteste erregt, wie es sich in einer Gesellschaft nicht anders denken läßt, welche eben durch Renans Leben Jesu für die religiösen Fragen wieder empfänglich geworden war und durch die Convention zum Nachdenken über das Verhältniß des Staats zur katholischen Kirche sich aufgefordert sah. Aber die Vorschläge liefen bunt durcheinander und fast wurde der Streit innerhalb der

liberalen Parteien so heftig wie der Kampf gegen den gemeinsamen Gegner. Forderten die Einen strenge Anwendung der organischen Artikel vom Jahr 1801, so sahen die Andern die beste Antwort in der sofortigen Räumung Roms. „Rückkehr zur gallikanischen Staatskirche" war von der einen Seite, „freie Kirche im freien Staat" das Losungswort von der andern Seite. Aber es war der Regierung weder zuzumuthen, daß sie zu jenen drastischen Maßregeln griff, noch daß sie Principien proclamirte, von welchen das eine nur noch historischen Werth hat und zwar noch als Waffe gegen den Ultramontanismus, aber nicht als Basis für eine Neuschöpfung zu gebrauchen ist, das andere aber wohl die ideale Formel der Zukunft, aber, wie sich in Italien gezeigt hat, noch keineswegs das Zauberwort ist, um die verwickelten kirchenrechtlichen Verhältnisse der alten Welt mit einem Mal zu lösen.

Dennoch ist die Discussion, die sich bei diesem Anlaß so lebhaft entspann, von hoher Wichtigkeit. Die Bulle und die Renitenz der Geistlichkeit haben ein großes Verdienst. Sie haben die öffentliche Meinung angeregt, sich das Verhältniß von Staat und Kirche klarer zu machen und sich auf die in Rom bevorstehenden Eventualitäten vorzubereiten. Sie haben schon jetzt manche Illusion zerstört. Zum Schweigen gebracht ist jener katholische Halbliberalismus, dessen Traum die Versöhnung der Kirche mit dem modernen Fortschritt war. Eben dieser Fraction hat der Papst den Boden unter den Füßen weggezogen, für sie ist die Bulle im Grund der härteste Schlag. Montalembert findet alle Punkte seines Programms von 1852, alle Freiheiten, zu deren beredtem Apostel er sich gemacht, ausdrücklich verdammt: Gewissensfreiheit, Cultusfreiheit, Preßfreiheit; wird er sie auch in Zukunft noch verlangen können? Aber auch über die wahre Bedeutung des Gallikanismus beginnt man nüchterner zu denken. Man findet es doch wenig verlockend, zu theokratischen Idealen des Alterthums zurückzukehren und, nachdem der Staat die Gemeinden und die Universitäten, das politische und das wissenschaftliche Leben zu seiner Domäne gemacht hat, auch noch die Kirche in seine allmächtige Hand zu liefern. Wer dem Gange der Discussion in Frankreich gefolgt ist, hat sich überzeugen müssen, daß die Zukunft nicht dem Gallikanismus, nicht der Vermischung von Staat und Kirche, sondern im Gegentheil der Trennung von Staat und Kirche gehört. Diese Richtung zeigt sich jetzt schon als überlegen und vorwiegend. Daß die öffentliche Meinung sich in dieser Richtung befestige, daß die Geister sich daran gewöhnen, Gleichstellung aller Culte, Autonomie des religiösen Lebens, aber auch vollständige Autonomie des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft unter ihre Forderungen aufzunehmen, dies ist die Hauptsache. Nicht auf einmal lassen sich diese Principien verwirklichen. Aber wenn nur aus Projecten eine feste überwältigende Meinung sich gebildet hat, vermag leicht die nächste Papstwahl einen Proceß zu beschleunigen und abzukürzen, der sonst erst in vielen Stufen und Etappen sich vollzöge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bis dahin liegt allen Parteien gleichviel daran, leidlichen Frieden zu halten. Aber das nächste Conclave wird keinen längeren Aufschub gestatten, die politische Entscheidung wird auch die kirchliche mit sich fortreißen. Ob dann die Umwandlung sanft oder unter schweren Kämpfen sich vollziehe, liegt in der Hand des nächsten Papstes. Pius der Neunte hat mit seiner Bulle vom 8. Dec. abgeschlossen. Aber er hat vergessen, in seinen Katalog der Irrthümer einen Satz aufzunehmen, der wohl verdient hätte, als einundachtzigster verdammt zu werden, denn er ist so wahr wie mancher in der Reihe, und lautet: „Mitunter irrt auch der Papst, als ein in der Gnade noch nicht völlig gefestigter irdischer Mensch." Freilich ist es kein moderner Satz, auch ist er durch eine gute Autorität gedeckt; einer seiner Vorgänger hat ihn ausgesprochen, Hadrian der Sechste.

Regierung und Abgeordnetenhaus in Preußen.

Die preußische Thronrede, ein sorgfältig gearbeitetes Schriftstück mit mehren glänzenden Stellen, hat doch in den beiden großen Streitfragen, der schleswig-holsteinischen und der innern, nichts enthalten, was eine schnelle und befriedigende Beendigung der Conflicte wahrscheinlich macht. Wenn wahr ist, was preußische Correspondenzen verrathen, daß der Ministerpräsident im Conseil einen andern Entwurf vorgelegt habe, welcher das Budgetbewilligungsrecht der Häuser zu Gunsten der Opposition interpretirte, und zweijährige Dienstzeit empfahl, so wäre tief zu beklagen, daß solche Concessionen an dem Widerspruch der übrigen Minister gescheitert sind. Denn nach den Erfolgen des letzten Feldzuges war ein hochsinniger Entschluß der Krone das beste Mittel, einen guten Frieden zwischen Regierung und Volk herzustellen. Gerade jetzt konnte die Regierung, ohne ihrer Würde zu vergeben, der Majorität Zugeständnisse machen, sie wäre doch als Sieger, das heißt mit verstärktem Ansehn aus dem Kampfe hervorgegangen. Und es war jedermann deutlich, daß das Abgeordnetenhaus gern zur Versöhnung die Hand geboten und jedem Vorschlage, der seine Rechte anerkannte, bereitwillig entgegengekommen wäre. Nun ist der alte Hader wieder aufgebrannt; die Opposition vermag nicht mehr, was im Jahre 1863 noch möglich war, das herrschende System siegreich zu bekämpfen, aber sie lähmt